

Prof. Dr. Josef Focht

Museum für Musikinstrumente der Universität Leipzig

Vorschlag eines Vortrags oder eines Statements in einem Panel

## Die getriebenen Geisteswissenschaften – oder: Warum der Schritt von der Daten- zur Wissensproduktion nicht immer gelingt

In den DH-Forschungsprojekten geisteswissenschaftlicher Fächer agiert jüngst mit zunehmender Häufigkeit ein ungleiches Paar: ein schwacher Partner aus den Humanities und ein starker aus der Informatik. Dies hat verschiedenartige Gründe, von denen einer in der Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts liegt. In dieser Zeit erlebten die Geisteswissenschaften eine deutlich stärkere Differenzierung als etwa die Natur- oder Sozialwissenschaften. In diesem Differenzierungs- und Emanzipationsprozess galt die Abgrenzung von allen Nachbarn stets als existentiell und identitätsstiftend.

In der Folge zeigen interdisziplinäre Kooperation und partnerschaftliche Methoden in den Geisteswissenschaften häufig eine schwache Tradition; und so existieren vergleichsweise wenige Datenrepositorien, die fachübergreifend Verwendung finden. Dies gilt auch für die Musikwissenschaft. Ein positives Beispiel bieten etwa biographische Ressourcen, die mit bedeutendem Mehrwert fachübergreifend gepflegt und genutzt werden (vgl. etwa BMLO <http://bmlo.de/Q/GND=116263431> ). Dagegen bieten instrumentenkundliche Datenpools ein negatives Exempel, obwohl sie neben der musikwissenschaftlichen Organologie etwa auch die Kunst- oder Buchwissenschaften, die Physik oder Werkstofftechnik beschäftigen könnten.

Diesem Mangel möchte man heute in der instrumentenkundlichen Forschung offensiv begegnen. Dazu müssen aber zunächst hinreichende Ressourcen für DH-Projekte angelegt werden, bevorzugt große. Die Informatik erweist sich hier als der stärkere Partner, der üppige Datenpools verspricht. In den vergangenen Jahren entstehen dabei zunehmend korpusbasierte Repositorien, die – auf einer einzigen oder mehreren gleichartigen Sammlungen analoger Quellen beruhend – den Charakter von Monokulturen aufweisen.

Zu den Stärken geisteswissenschaftlicher Methoden zählt aber nun gerade die Berücksichtigung verschiedener Quellengattungen, die abwägende Fallunterscheidung, die erkenntnisgeleitete Modellierung komplexer Fragestellungen, die bedarfsgerechte Berücksichtigung ergänzender Methoden in Sonderfällen. Weil aber nur wenige Datenpools digital verfügbar sind, und diese möglicherweise in ungleichem Gewicht oder mangelhafter Kompatibilität, entstehen oft facettenarme Forschungsdesigns oder simplifizierte Methoden. DH-Projekte verharren dann im Anfangsstadium einer Dokumentation oder Digitalisierung, und sie verflachen, ehe der eigentliche Prozess der Wissensgewinnung beginnt. Oder es erhält eine schwächere Untersuchungsmethode den Vorzug vor einer mutigeren, nur weil sie die

Erwartung eines geschmeidigen Berichts an den Projektförderer nährt, der zum nächsten Quartalsende wieder fällig ist. Speziell bei der Musik treten darüber hinaus branchenspezifische Einschränkungen auf den Plan, etwa forschungsungünstige Verwertungs- und Nutzungsrechte an Audio- und Video-Medien in der virtuellen Öffentlichkeit.

Die spezifisch geisteswissenschaftliche Fachtraditionen (wie etwa in der Musikwissenschaft) erfordern die selbstbewusste Kombination innovativer digitaler und etablierter analoger Methoden. Sie fordern ggf. auch den mutigen Verzicht auf einen großen Datenpool, wenn er keinen Erkenntnisgewinn verspricht. Auch in DH-Projekten muss das Erkenntnisinteresse den Vorrang vor der Datenproduktion behalten. Oder wieder zurückgewinnen? Wenn dies gelingt, dann entstehen in den grundsätzlich begrüßenswerten und unbedingt notwendigen DH-Projekten der Musikwissenschaft voraussichtlich (oder hoffentlich) auch Ressourcen, die fachübergreifendes Interesse und Relevanz finden.